Galicia.

ZEITSCHRIFT

zur Unterhaltung, zur Kunde des Vaterlandes, der Kunst, der Industrie und des Lebens.

Erster Jahrgang.

№ 23. Lemberg den 22. August 1840.

Olivier und Coigni.

In einem unbedeutenden Dorfe des Cantons Bern lebten um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zwei Knaben, die durch die zärtlichste Freundschaft mit einander verbunden waren, nicht gleich am Stande, hatte doch die wechselseitige Zuneigung — des Himmels schönste Gabe — jeden Unterschied zwischen ihnen ausgeglichen. Olivier's Vater hatte seinem Vaterlande als Krieger gedient, und bei heranrückendem Alter den Abschied genommen, um noch den Uiberrest seines Lebens in ländlicher Ruhe der Erziehung dieses seines Sohnes zu widmen, der einstens seines Vaters ehrenvolle Laufbahn betreten sollte. Coigni dagegen war der Sohn sehr armer aber redlicher Ältern, deren größter Reichthum in einer kleinen Heerde bestand, deren Aufsicht ihm als dem jüngsten mehrerer Geschwister anvertraut war. Von seinen Ältern zur Gottesfurcht, Fleiß, Redlichkeit und Tugend angehalten, liebte er sie herzlich, doch zugleich des Vaters Ernst fürchtend, der mit Strenge auf die Erfüllung jeder Pflicht achtete und Fehltritte unnachsichtlich bestrafte. Die Natur hatte Coigni mit einem regen Geiste und einer feurigen Einbildungskraft ausgestattet. Ungestüm trieb es ihn herum auf den Bergen, dort oben ward sein Blick hell, dort ihm die Brust leicht, nur dort fühlte er sich glücklich, heiter und froh. Oft schweifte er weit umher und vertraute indeß seine Heerde einem andern Hirten, den er mit einigen seiner Mahlzeit kümmerlich abgesparten Bissen oder mit einer andern Kleinigkeit lohnte. War er nach Hause gekehrt, so eilte er zu Olivier'n, der den muntern Spielgenossen, den Erfinder so mancher unschuldigen Freude, der so Vieles von seinen Höhen und ihren Wundern zu erzählen wußte, mit Sehnsucht erwartete und herzlich liebte. —

Eines Tages hatte Coigni, der nun 14 Jahre zählte, und sich stets weiter wagte, seine Heerde abermals verlassen und fand nicht ohne tödtlichen Schrecken bei der Rückkehr, daß einige Ziegen fehlten. Zwar durchstreifte er die wohlbekannte Gegend in jeder Richtung, aber da sein Suchen vergebens war, stand sein Entschluß fest, sich der unvermeidlichen Bestrafung des Vaters zu entziehen, und zugleich die unnennbare Sehnsucht nach der Ferne zu befriedigen. Nun war es ihm plötzlich klar geworden, was er wolle, und was er soll! erleichtert war sein Gemüth, rasch die Ausführung, vom Glücke begünstigt der Erfolg, wie meistens, wenn rasch die That auf die reife Überlegung folgt; in einigen Stunden hatte er weit die theure Heimat im Rücken. Vergebens grämte sich die Mutter, vergebens eilte der Vater dem Entflohenen nach, als man seine Entfernung am Abende inne ward; keine Spur verrieth die Gegend, nach der er sich gewandt hatte, keine Nachforschung gab Nachricht von dem Verlornen, der forthin nur noch im schmerzvollen — und als die Alles lindernde Zeit ihre Wunderkraft bewährt hatte, im wehmüthigen Andenken der Seinigen, fortlebte.

Tief hatte Olivier den Schmerz der unvermutheten Trennung von seinem Herzensfreunde empfunden, lange ihn betrauert, und stets mit Liebe sich jeder seligen Stunde, die er in seiner Gesellschaft zugebracht, erinnert; da fand es der Vater an der Zeit, den hoch emporgeschossenen Jüngling seiner Bestimmung entgegen zu führen, und brachte ihn durch Empfehlung einiger alten Kriegskameraden in kaiserliche Dienste. Der Krieg mit Frankreich war eben damals ausgebrochen, vielfältig die Gelegenheit sich auszuzeichnen für einen jungen feurigen Mann; nicht unbenützt ging sie für Olivier verloren, der von Stufe zu Stufe emporstieg, alle Feldzüge gegen die Franzosen, so wie nach geschlossenem Frieden gegen die Türken mitmachte, und es endlich zum Major gebracht hatte, als er mit seinem Regimente unter den Befehlen Ludwigs von Baden zu der ewig denkwürdigen Belagerung von Ofen im Jahre 1686, mit dem ganzen christlichen Heere das Carl von Lothringen seit Wiens glorreicher Befreiung von Sieg zu Sieg geführt hatte, befehligt ward.

Am 18. Juni war die Armee im Angesichte der Veste und die Belagerungsarbeiten wurden mit einer solchen Anstrengung betrieben, daß schon am 13. Juli ein Sturm gewagt werden konnte. Allein Apdi Bascha, ein Liebling des Großherrn, dem der Oberbefehl in dieser wichtigen Stadt, (damals die vierte im Range des gesammten osmanischen Reiches) im Vertrauen auf seine vielfach erprobte Treue und ausharrende Tapferkeit, übergeben war, wies die Stürmenden trotz der beinahe übermenschlichen Anstrengungen mit blutenden Köpfen zurück. Der mißlungene Versuch und dabei erlittene bedeutende Verlust, schien dem Weg der Un-

terhandlung mächtig das Wort zu reden, und den Herzog von Lothringen zu dem Entschluße zu bewegen, dem Bascha Übergabsvorschläge zuzusenden. Auf den an ihn ergangenen Antrag eines sechsstündigen Waffenstillstandes ward nicht blos die Einstellung der Feindseligkeiten, sondern auch sicheres Geleite für den Überbringer der aus dem Lager zu übersendenden Anträge bewilligt. Mit einem Schreiben an den Bascha, das nebst der Auffoderung zur Übergabe die glänzendsten Verheißungen enthielt, ward der General Graf von Königseck abgesendet, und gelangte glücklich bis an das äußere Thor; allein weiter konnte er aller dringenden Vorstellungen ungeachtet nicht gelangen. Die Türken nahmen ihm das Schreiben ab, mit dem Versprechen, dasselbe dem Bascha augenblicklich zuzustellen, und die Antwort allsobald zuzusenden. Wirklich kam diese in kurzer Zeit in rothe Seide gehüllt, zum Zeichen, daß der Befehlshaber seinen Platz bis zum letzten Blutstropfen behaupten wolle. Der Inhalt in französischer Sprache war kurz, bündig und ganz dem schon außenher bildlich angedeuteten Entschluße angemessen.

Die Angriffsanstalten von der einen, die Vertheidigungsmaßregeln von der andern Seite zeigten von der höchsten Thätigkeit und der durch nichts zu erschütternden Hartnäckigkeit beider Theile, die fest entschlossen schienen, es auf das Äußerste kommen lassen zu wollen. Die angekündigte nahe Ankunft des Großvezirs mit einem Heere von 100,000 Mann schien die Lage der christlichen Armee bedenklich zu machen, und den Muth der Besatzung bis zur höchsten Begeisterung zu steigern. Allein nachdem es den verbündeten Feldherrn mit beispielloser Anstrengung gelungen war, das türkische Hilfsheer am 14. August in der Gegend von Turbal und Teteny auf das Haupt zu schlagen, und den Großvezir zur eilenden Flucht zu zwingen, entschwand den Belagerten jede Aussicht zur Hilfe. Nicht beugte dies Apti Bascha's Muth, denn er hatte ja sich selbst, und in diesem Bewußtseyn — des Mannes herrlichstem Eigenthume, eine unerschöpfliche Hilfsquelle, ergiebiger als der Muth jener Tausende, die er kalt von den Zinnen seiner Burg herabziehen, und eben so schnell zerstäuben sah. Schmerzlich war freilich der Schlag des Schicksals, das ihn mit trügerischer Hoffnung getäuscht hatte, doch nur zur klaren Ansicht dessen, was er wollen müsse, brachte ihn die Klage seines Unterbefehlshabers, daß sie nun verlassen seyen. „Verlassen“ fiel der Pascha schnell ein, „sind wir wohl nicht — verlassen ist nur jener, der sich selbst verläßt — wohl aber sind wir auf eigene Kraft gewiesen.“

Und somit ging denn das gräßliche Spiel der sich zerstörend entgegen wirkenden Riesenkräfte seinen verderblichen Gang fort.

Mit Ende August war an mehreren Orten Bresche geschossen, die so zugänglich schien, daß der am 1. September gehaltene Kriegsrath einhellig den Sturm auf den folgenden Tag beschloß, jedoch auch der Meinung war, es würde um Blut zu schonen, gerathen seyn, den Bascha bei dem nun schon schlechten Zustande der Mauern nochmals zur Übergabe aufzufodern, oder durch Verheißungen zu gewinnen. Bei der Wahl desjenigen, dem dieses Geschäft anvertraut werden sollte, war Manches zu berücksichtigen. Erstens schon mußte er der französischen Sprache vollkommen mächtig seyn, denn aus dem Antwortschreiben des Bascha auf die frühere Ausfoderung, schien zu erhellen, daß ihm diese Sprache nicht unbekannt sey. Überdieß durfte Gewandtheit Anstand und Leichtigkeit im Ausdruck, so wie schnelle Fassungsgabe dem Unterhändler nicht fehlen, dessen Persönlichkeit bei einer Gelegenheit, wo gar nichts schriftlich abgethan werden sollte, von der größten Wichtigkeit war.

Mehrere Officiere von hohem Range waren dem Herzoge von Lothringen bereits vorgeschlagen, als auch Ludwig von Baden Olivier'n, dem er lange besonders gewogen war, in Vorschlag brachte, und ihn als ganz mit den zu dieser Sendung nöthigen Eigenschaften begabt, so nachdrücklich empfahl, daß sie ihm augenblicklich zu Theil wurde. — Stolz auf das Vertrauen seines Feldherrn, im erhebenden Gefühle des Ehrenvollen dieses wichtigen Auftrages, hatte Olivier kaum seine Befehle eingeholt, als er von einem Officiere und Dolmetsch begleitet, sich auf den Weg machte, und nach einigen kleinen Hindernißen in die Festung und selbst vor den Bascha gelangte, der in einem reich ausgeschmückten Saale von seinen Kriegsobersten umgeben, zu seinem Empfange bereit war. Kaum eingetreten und seine Anrede beginnend, gewahrte Olivier eine plötzliche, heftige Bewegung an dem Bascha, die aber augenblicklich einem finstern Ernste Platz machte. Hiedurch nicht im Geringsten gestört, vollendete er mit allem Feuer der Beredsamkeit seine Botschaft. Allein abschlägig und mit allen Äußerungen des Unwillens begleitet, war die in abgemessen würdevollem Tone ertheilte Antwort. Auf dieses im Voraus gefaßt, bat Olivier um eine geheime Unterredung, die ihm mit dem Bedeuten gewährt ward, auch seine Begleiter abtreten zu lassen, da bei Apdi Bascha's Kenntniß der französischen Sprache der Dolmetsch überflüßig sey. —

(Beschluß folgt.)

Bilder aus Galizien.

Das Meerauge.

(Beschluß.)

Vom Meerauge bis zur Vereinigung mit dem Podie-płaski-Wasser bildet den rechten Thalrand der Bialka der Sieben-Granatenberg (Siedm Granatów) und den linken der Opalony (angebrannte Berg, welcher von einem Waldbrande den Namen hat, beide bestehen aus blaugrauem Alpenkalkstein. Auffallend unterscheiden sich auch hier die Formen der Granitberge von den, viel mehr zerklufteten und von der Verwitterung angegriffenen Kalkbergen. Das Thal ist ganz von Schuttmassen aller Gebirgsformationen erfüllt, welche theils dessen Sohle auszugleichen streben, theils sich rechts und in noch größeren Massen links an die Thalwände anlehnen und fast bis zu einem Drittheil von deren Höhe aufsteigen. Die Geräumigkeit, welche dieses Thal ohne diese Schutthalden haben würde, geht durch sie gänzlich verloren. Der Fluß stürzt bei einem sehr bedeutenden Gefälle, entweder unmittelbar am rechten, oder näher diesem als dem linken Thalrande über Felsblöcke und umgestürzte Baumstämme, Kaskaden bildend, rauschend dahin, und der Reisende, der den Weg verläßt, muß sehr achtsam fortschreiten, um sich nicht durch einen Fehltritt zwischen den mit Moos und Flechten und rankenden Gebirgskräutern überzogenen und mit Sträuchern (Lonicera nigra, Rubus idaeus und caesius) bedeckten Trümmern, zu beschädigen. Die Sohle und die Schutthalden sowohl, wie die Ränder des Thales, insofern letztere nicht senkrechte Abstürze bilden, sind

mit Fichtenwäldern bedeckt, welche jedoch durch ungeregelte Abholzung und durch Windbrüche sehr gelitten haben. Vom **Podieplaski-Thale** bis zur Einmündung des **Rosztoka-Baches** wird der linke Thalrand durch den nördlichen Abfall des **Opalony**, der rechte durch den **Wielka Opłaczka-Berg** gebildet. Das Thal erweitert sich allmälig und wird etwa 5—600 Schritte breit. Die Schuttmassen sind zunächst der **Białka**, durch deren größere Wasserfluthen mit fortgerissen und liegen nur noch an den Thalrändern aufgehäuft. Der Wald ist höher und dichter und das Gefälle des Flußes, der hart am **Wielka Opłaczka** in einem tief ausgewaschenen Bette über Geschiebe aller Art dahin rauscht, bedeutend geringer. Der rechte Thalrand fällt steiler als der linke ab, obgleich beide mehrere senkrechte Terassen bilden, welche wie die Schluchten, Fichten tragen.

Von der Einmündung des Fünfseethales bis unterhalb des letzten linken Zuflußes im Hochgebirge, ist die Thalsohle der **Białka** zwischen 6 und 800 Schritte breit, fast ganz horizontal, mit einem dichten Aufschuße junger Fichten und Tannen und im unteren Theile mit einer schönen Wiesenmatte bedeckt. Den linken Thalrand bildet wie bereits weiter oben erwähnt, die Alpe **Wołoszyn**, den rechten der **Mały Opłaczka**, der sich durch seine drei Kuppen auszeichnet und der **Halitsa Wrch.** Sobald man den letzten Gebirgsbach überschritten, tritt die **czerwona Skałka**, ein rother Kalkberg, den die Verwitterung sehr angegriffen hat und von dessen südlichem Abhange vor mehreren Jahren ein Theil zusammengestürzt ist, quer vor das Thal und scheint dasselbe zu schließen. Zwischen ihm und der **Białka**, ist nur gerade für den Weg Raum, der zum Meerauge führt und der erst seit 1811 angelegt und später so erweitert wurde, daß man ihn mit den schmalen, leichten, aber doch sehr festen Bauerwägen befahren kann. Von da braucht man noch etwa 1 und 1/4 Stunden bis zum Meerauge. In dem ganzen Thale findet man die Steine häufig mit der Veilchen-Staub-Alge **Byssus iolithus. Lin. Dematium petraeum Pers.** — überzogen, welche im lebenden Zustande roth ist und bei feuchter Luft einen specifischen, veilchenartigen Duft verbreitet; trocken wird sie aschgrau und verschwindet. Man pflegt die mit dieser Staub-Alge überzogenen Steine in den Gebirgsgegenden, Veilchensteine zu nennen.

Ehe man zum Meerauge kommt, pflegt man noch früher das Thal der 5 Seen mit dem prächtigen Wasserfalle, dem großartigsten in der ganzen Centralkette, zu besuchen. Der Weg führt rechts vom Einfluße des **Rosztoka** - Wassers in die **Białka** über bewaldete Trümmerhalden und Windbrüche bald bergauf, bald bergab. Nach drei Stunden ergötzt man sich schon von weitem an dem imposantem Anblick dieses herrlichen Wasserfalles, von dem der Engländer Browne, aus dem Trinity-College zu Cambridge, der ihn im Jahre 1825 besuchte, nachdem er fast ganz Europa und einen bedeutenden Theil von Asien durchreiset hatte, sagte „daß er, wenn er senkrechter wäre, zu den bedeutendsten dieses Welttheiles gehören würde.“ Das Wasser stürzt sich von einer Höhe von ungefähr 160 Fuß über Felsen herab; theilet sich aber mitten im Falle in zwei Theile, was freilich die Wirkung des Ganzen in etwas schwächt, aber desto überraschender wird. Dieses Wasser ergießt sich aus dem Ablaufe der 5 Teiche und dem geschmolzenen Schnee der höher liegenden Theile, ist aber klar, und bei seiner niedrigen Temperatur sehr erfrischend.

Es wird schwer, sich von dieser großartigen Scene zu trennen; man möchte tagelang dabei verweilen, um sich an der wilden brausenden Musik dieser Wogen zu ergötzen. — Von hier braucht man noch etwa 2 Stunden bis zu den 5 Seen. Das Thal derselben gegenüber dem Tychythale ist eine schauerliche Wildniß voll Zertrümmerung und Schuttmassen. Es hat eine bedeutend höhere Lage als das des schwarzen Sees; weßhalb sich aber auch die dasselbe bildenden Berge nicht so hoch über seine Thalfläche erheben, wie die Thürme am schwarzen See. An den Hauptrücken, der auf seiner Nordseite etwa bis zur halben Höhe einen Mantel von Alpenkalkstein trägt, schließen sich neue Kalkmassen an; man nennt sie dort im Allgemeinen das Fischee-Gebirge; es ist nach unserer Eintheilung der Central-Karpathen, (siehe die Beschreibung von Neumarkt) ein Theil des Tatragebirges. Das ganze Bassin ist ziemlich vegetationsleer, gerade der Gegensatz vom Tychythale, wo die reichste Vegetation herrscht.

Einige Feldparthien am Hauptrücken und an den westlichen Kalkbergen dieses oberen Bassins, scheinen kürzlich eingestürzt zu seyn, die an den Abhängen so über einander gehäuft sind, daß sie wohl nur eines geringen Anstoßes durch einen Sturm, oder durch Wasserfluthen bedürfen, um nach dem See herabzurollen. An verschiedenen Stellen ziehen sich Schneestreifen unter Trümmermassen und in Schluchten von der Einsattelung der Bergrücken in das Thal hinab und verbreiten eine scharfe Winterluft.

Die vier oberen Seen, welche in geringer Entfernung von einander, auf nicht hoch über einander sich erhebenden Staffeln liegen, und einen geringen Umfang haben, sind von breiten, aus Schuttmassen gebildeten Ufern umschlossen, die vermuthen lassen, daß die Wasserbecken einst einen weit größeren Umfang hatten, und nur durch sie in ihre gegenwärtigen Grenzen eingedämmt sind.

Der obere See, hart unter dem Hauptrücken gelegen, ist der kleinste, fast kreisrund, im Juli noch mit Eis bedeckt und wird deshalb **zamarzły** oder **do zamarzłego**, der gefrorene See genannt.

Der zweite bildet ein Oval und ist wenig größer als der erste.

Der dritte ist ein Oblongum von fast gleicher Breite mit dem zweiten, aber bedeutend länger.

Der vierte ist wieder größer als der vorhergehende, und hat eine längliche, unregelmäßige Gestalt.

Alle diese Seen, von denen die drei ersten am wenigsten über einander erhoben liegen, bilden über die Fels- und Trümmer-Wälle, durch welche sie von einander getrennt werden, kleine Wasserfälle, die aber im Ganzen nur wenig Wasser führen.

Der fünfte See endlich hat die bedeutende Größe von 40 Joch und 80 Quadr. Klafter, ist länglich rund, liegt auf einer bedeutend tieferen Staffel und wird nordöstlich von einer mit Trümmern überdeckten Felswand abgeschlossen, über welche sein etwa 10 — 12 Fuß breiter Abfluß den prächtigen Wasserfall bildet. Erst an und unter diesem Wasserfalle beginnt die Knie- oder Krummholz-Region, **Pinus Mughus oder Pumilio.**

Die Hirten des Salasches am dritten Teiche kommen dem ermüdeten Alpenkletterer mit frischen Molken in kleinen, recht reinlichen Kübeln (**czerpaki**) entgegen. Sie halten sich daselbst vom halben Juni bis gegen Ende August

mit ihren Schafen, Ziegen und Rindern auf und bereiten den beliebten Gebirgskäse. Hier trifft man noch die Spuren der patriarchalischen Verfassung an, sie stehen unter einem Ältesten und haben auch verschiedene Rangstufen. Ein Juhas oder Rinderhirt ist weit angesehener, als die Schaf- oder Ziegenhirten; auch genießt er das Vorrecht, ein ganz in Fett getränktes, schwarz aussehendes Hemd zu tragen, wodurch sie sich vor Ungeziefer schützen. So wohnt der Ehrgeitz selbst auf diesen Höhen! Sie sind übrigens behend, springen der Gemse gleich über Felsen und lieben Musik. Höchst einfach in ihrer Lebensweise gedeihen ihre Körper zu einer seltenen Höhe; sie sind gastfrei und trinken so lange sie mit ihren Heerden auf den Alpen sind, kein geistiges Getränk, und sonst nur sehr mäßig; viele von ihnen sterben ohne eine Stadt gesehen zu haben. Das Echo ist hier, so wie fast überall weiter zwischen den Granit- und Kalkmassen, lang anhaltend und verursachet ein oft wiederkehrendes Rollen, dem des Donners ähnlich. Der Weg von hier zum Meerauge, das man nach etwa drei Stunden erreicht, führt über den Berg Kopa, zwar etwas beschwerlich aber sehr lohnend. Die Aussicht von dem Gipfel der Kopa ist wunderschön. Unbeschränkt schweift der Blick tief nach Ungarn hinein; eine Menge Städte und Dörfer der Zips werden sichtbar und mit einem unnennbaren, erhebendem Gefühle sieht man sich auf dieser Höhe (6000 Fuß) als den nahen Nachbar des riesigen Krywan, der Königsnase, des Eisthaler, der Lomnitzerspitze u. s. w., während wieder hohe Berge tief unter dem Beobachter zu stehen scheinen.

Am Meerauge angelangt, wo man zu ermüdet ankommt, um noch an demselben Tage den schwarzen See zu besuchen, ist es gut zu übernachten, um sich so zu sagen von den vielen großartigen und erhabenen Eindrücken zu erholen, und gestärkt des andern Tages neuen Naturschönheiten entgegen zu gehen.

Um von Neu-Sandec aus zum Meerauge zu gelangen, geht man über Łacko, wo Mittag gehalten wird, von da über Tylmanowa, Krościenko, Czorsztyn nach Maniow, wo man übernachtet, wenn man es nicht vorgezogen hat, den Rest des Tages in dem Kurorte Szczawnica zuzubringen. Des andern Tages schlägt man entweder den näheren Weg über Harklowa und Uj-Bela nach Bukowina, oder den weiteren über Neumarkt, Szaflary, Biały-Dunajec und Poronin ein; der letztere ist weiter aber besser. Jedenfalls muß man in Bukowina, wo man jetzt eine bequeme Unterkunft in dem neu erbauten Gasthause findet, und den Abend mit der Durchsicht des interessanten Fremdenbuches und den Vorbereitungen für den nächsten Morgen zubringt, übernachten. Wenn es seyn kann, so breche man vor Sonnenaufgang von Bukowina auf, um Zeit für alle die schönen Parthien zu gewinnen. Im Rückwege fährt man zur Abwechslung von Neumarkt nach Zaryte, 4 Meilen auf einer sehr guten Chaussee, von Zaryte hat man die prächtigste Straße über Mszana, Dobra und Limanów nach Neu-Sandec. Der ganze Weg ist sehr romantisch, vorzüglich aber die Gegend bei Dobra und der hohe Berg von Limanów nach Sandec, der auf einer wahren Kunststrasse von 3 Meilen die schönste Abwechslung von den herrlichsten Aussichten gewährt. Von Zaryte bis Neu-Sandec zählt man 8 Postmeilen.

Kunst und Industrie.

Benützung des Ammoniak's zum Waschen und Reinigen. Auf wollene Zeuge wirkt das Ammoniak nicht schädlich, selbst das reine oder ätzende nicht; und was die Hauptsache ist, sie laufen nicht ein, d. h. sie filzen sich nicht. Es gibt daher kein besseres Mittel, wollene Strümpfe, selbst gewebte zu waschen, als Ammoniakflüssigkeit mit ihrem zehnfachen Gewichte Wasser vermischt. Man weicht die Strümpfe darin ein, reibt und klopft sie, und legt sie wieder in die Flüssigkeit, wiederholt dies noch einmal, spült sie dann im reinen Wasser und trocknet dieselben. Man wird nach diesem Verfahren finden, daß die Wolle ihre frühere Elasticität vollkommen behalten hat, und die Strümpfe nicht, wie gewöhnlich nach einer unachtsamen Wäsche mit Seife, so eingelaufen sind, daß der Hacken unterm Fuß zu sitzen kommt. Es ist daher auch ein Aufspannen derselben auf einen Leisten unnöthig.

Auch zum Reinigen tüchener Kleidungsstücke ist das Ammoniak sehr zu empfehlen. Die Farbe eines gut gefärbten Tuches wird dadurch nicht verändert, oder ist, wenn es geschieht, leicht wieder herzustellen. So nehmen beschmutzte scharlachrothe Militärkrägen in dem oben erwähnten Ammoniak-Waschwasser (1 Pfund Ammoniakflüssigkeit auf 10 Pfund Wasser), während der Schmutz davon geht, eine Ponceaufarbe an, die aber durch mit Wasser vermischten Essig sogleich wieder zum Scharlach hergestellt wird.

Auch bei der größten Reinlichkeit ist es unmöglich zu verhindern, daß der hohe Kragen an einem Rock vom Schweiß der Haare beschmutzt werde. Wer kein Geld hat, sich einen neuen zu schaffen, lasse ihn abtrennen und in obiges Ammoniakwasser legen. Durch ein gehöriges Klopfen und Bürsten mit diesem Wasser geht aller Schmutz heraus, und das Tuch ist bis auf das, was etwa durchs Tragen abgescheuert seyn möchte, wie neu.

Das Waschen getragener seidener Stoffe, z. B. Tücher und Bänder, ist auf gewöhnliche Weise mit Seife nicht thunlich; Faser und Farbe leiden dabei. Durch Anwendung von Ammoniak vermeidet man Beides. Legt man ein schwarzseidenes Halstuch in eine Flüssigkeit, welche auf 10 Pfund Wasser 1 Pfund Ammoniakflüssigkeit enthält, arbeitet es ohne Anwendung von Wärme tüchtig darin durch, und spült es hernach in gewöhnlichem Wasser, so erhält man es völlig rein mit Farbe und Glanz, wie neu. Mit seidenen Bändern ist es derselbe Fall, nur daß diese ihre oft unechten Farben verlieren, die das Ammoniak auflöst; meistens tritt jedoch dafür eine andere an die Stelle, die nicht selten recht schön ist.

Moder- und sogenannte Stockflecke, welche seidene Zeuge auf dem Lager oft bekommen, beseitigt man ebenfalls dadurch. Man taucht das Zeug in ein Gemisch aus 1 Pfund Ammoniakflüssigkeit und 16 Pfund Wasser, reibt die Flecke gelinde, damit sie gut durchnäßt werden, und spült sie hernach im reinen Wasser.

Auch das Leder wird von wässerigem Ammoniak nicht angegriffen; es ist daher ein vortreffliches Reinigungsmittel für dasselbe. Legt man waschlederne Handschuhe in Ammoniakflüssigkeit mit 8 Gewichttheilen Wasser verdünnt, so quillen sie sehr auf und verlieren allen Schmutz, indem das Ammoniak ihn auflöst. Spült man sie nun nach etwa zweitägiger Einweichung im kalten Flußwasser und läßt sie an der Luft trocknen, so nehmen sie ihren frühern Umfang wieder ein, sind rein und wo möglich noch weicher als vorher. Da bei dieser Waschmethode die Handschuhe gar nicht gerieben werden, wie es bei der Wäsche mit Seife unumgänglich nöthig ist, so wird das Leder nicht rauh und faserig, vielmehr behält es ganz sein früheres Aussehen.

Wer von diesen Erfahrungen im Großen Gebrauch machen will, hat vorzüglich darauf zu sehen, möglichst wenig Ammoniak zu verbrauchen. Es wird ihm daher willkommen seyn, daß eine bereits gebrauchte Ammoniakflüssigkeit durch Zusatz von gelöschtem Kalk wieder zu einer guten gemacht, und von Neuem zum Lederwaschen gebraucht werden kann. Der Kalk fällt nämlich mit dem größern Theile des Schmutzes nieder, und die Flüssigkeit enthält wieder das Ammoniak im reinen oder ätzenden Zustande, und kann so ohne Weiteres wieder gebraucht werden. Da sie jedoch etwas Kalk aufgelöst enthält, so ist es zweckmäßiger, sie zur Vorwäsche der Handschuhe zu verwenden, und diese erst in reiner Ammoniakflüssigkeit fertig zu machen, die hernach ebenfalls mit Kalk versetzt, wiederum zu gebrauchen ist. Ein Faß so vorgerichtet, daß es sich mit Leichtigkeit um seine Axe drehen laßt, möchte der zweckmäßigste Apparat seyn, sowohl die Einwirkung des Ammoniaks zu befördern, als auch sein Verflüchtigen zu verhindern. Für Pergament und schweinslederne Einbände ist in gleicher Weise das Ammoniak das zweckmäßigste Reinigungsmittel. Hier kann man mittelst eines Schwammes die Wäsche vornehmen; denn Schwämme werden von Ammoniak nicht aufgelöst oder verändert.

Die Farbe, womit unsere Thüren und Fenster bestrichen sind, besteht aus Leinölfirniß und Bleiweiß; Kali und Pottaschelauge löst sie auf; auch warmes Seifenwasser greift sie sehr an. Sie verliert den Glanz und bekommt eine rauhe Oberfläche, die den Schmutz sehr leicht annimmt. Ammoniak thut dies Alles nicht; es ist ohne Wirkung auf den Ölanstrich, und löst bloß den Schmutz auf. Man verdünnt es mit Wasser und wäscht die Thüren u. s. w. mittelst eines darin getauchten Schwammes ab.

Aus gleichen Gründen können Ölgemälde mit Ammoniakflüssigkeit gereinigt werden; ebenso ihre Rahmen, da es besonders leicht den Fliegenschmutz auflöst.

Redacteur und Verleger Jos. Edler v. Mehoffer. — Gedruckt mit Piller'schen Schriften.